

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 135.

Berlin, Freitag den 10. November

1843.

### England.

Oxford Briefe an Dr. S...l.

Von F. Lebrecht.

#### II. Oppenheimersche Bibliothek.

Laut Verabredung hätte ich nicht so lange schweigen sollen, allein ich habe mehrere Gründe für mein Stillschweigen, deren jeder einzelne mich so vollständig rechtfertigt, daß die Aufzählung der anderen überflüssig wird. Einer Entschuldigung mit Mangel an Zeit bediene ich mich niemals, wenn ich nicht an die Freunde schreibe, da solche Entschuldigungen nur eine Selbstanklage, ein eigenhändig gegebenes Zeugnis der Nachlässigkeit und Trägheit sind. Die zweckmäßige Verteilung der Zeit ist zwar ein Geheimnis, in dessen Besitz nicht ein Jeder ist; doch zu einem freundschaftlichen, unbefangenen Briefe, wo die reine Wahrheit und das Vertrauen, ohne Nachdenken über notwendige Zusammenstellung und Rückhalte, natürlich aus der Feder fließen, hat der gute Wille immer ein Stündchen übrig. Bei mir ist aber ein besonderer Fall eingetreten, der mich am Schreiben hinderte. V. nämlich schrieb mir, daß Sie den Janvier aus der Bellerm. Auction Anderen überlassen haben, statt ihn für die Königl. Bibliothek zu bezeichnen; und dies schmerzte mich so sehr, daß ich beschloß, mit meinem Briefe so lange zu warten, bis ich über einen erklecklichen Zorn gegen Sie verfügen könnte, um Ihnen recht nachdrücklich meine Vorwürfe angeben zu lassen. Indessen, ich sehe, ich könnte lange auf eine solche Stimmung warten, und ich muß Sie schon ohne Zorn ins Gebet nehmen und Ihnen zurufen: Auch Du, mein bibliographischer Brutus! Sie, der Sie die Bibliothek nicht nur im Kopfe, sondern auch am Herzen haben, sollten u. s. w. u. s. w.!

Der Assistent-Librarian ..... der Bodleiana<sup>\*)</sup>, der die rabbinische Literatur unter sich hat, lernte Sie auf seinem „progress through Germany“ kennen und schätzen, aber er sagte doch, als ich Sie bei ihm verklagte, den Janvier auf einer so großen Bibliothek nicht zu haben und ihn im vorkommenden Falle nicht zu berücksichtigen, sey ein crimen laesae Bibliographiae, das man nur Ihnen, in Betracht mildernder Umstände, verzeihen dürfe.

Wie Sie sich erinnern werden, blieb ich im vorigen Briefe mitten in den Betrachtungen über die Oppenheimersche Bibliothek stehen, so wie ich seit meinem Hierseyn auch stets in dieser Sammlung selbst stecke, wo jede meiner Hände mit 30 Fingern bald nach diesem, bald nach jenem Werke greift. Hier auf fremdem Boden, wo man die Kostbarkeiten nur à la hâte durchlaufen kann, brennt der Schmerz noch heißer, daß eine so unvergleichliche, auf deutschem Boden gesammelte Bibliothek dahin ist. Ach! sie wäre nicht aus dem Vaterlande geschleppt worden, hätte sie nicht Werke zu ihrem Inhalt gehabt, die man ungestrafter geringschätzen zu dürfen glaubte, weil sie von Juden herrühren. Einst war ein Fuchs (der Fabeldichter Aesop hat ihn noch persönlich gekannt), der schwor von Trauben, die er nicht erreichen konnte, hoch und theuer, sie seyen sauer. Oppenheimer's Weinberg war voll der edelsten Trauben, aber je tiefer die rabbinische Gelehrsamkeit seit Buxtorf, Pottinger und Danz gesunken war<sup>\*\*)</sup>, desto höher hingen für sie Trauben solcher Literatur; es war demnach ein Schritt der Nothwehr, eine Geringschätzung für dieselbe zu heucheln; und da die Unkunde allgemeiner war, als die Scham darüber, so konnte sich diese Geringschätzung auch bis auf die neueste Zeit in Deutschland erhalten. Ich werde später zeigen, wie man in England ganz anders den Werth der rabbinischen Schriften im Allgemeinen und ihr Verhältnis zur Kirche im Besonderen aufzufassen wußte; für jetzt muß ich die Erzählung von der Oppenheimerschen Bücherwanderung wieder aufnehmen.<sup>\*\*\*)</sup> Doch werde ich Sie nicht durch Weitläufigkeiten ermüden,

denn ich weiß sehr wohl, daß man Ihnen in der Bibliographie so leicht nichts Neues sagen kann, und zu Altem habe ich keine verfügbare Zeit, selbst wenn Sie es freundlich anhören wollten. Ich bin auf Kosten der Regierung hier und halte jeden Augenblick für misbraucht, den ich auf andere Beschäftigung als die mit meinen codices verwende.

David Oppenheimer, der Oberrabbiner in Prag war, durfte, man staune! seine auserlesene Bibliothek nicht in seinem Wohnorte aufstellen. Die Censur zu Prag war so ängstlich, daß sie die Anwesenheit der todten Handschriften fürchtete, und der gelehrte Rabbiner mußte seine Bücher im Auslande, in Hannover, aufstellen.<sup>†)</sup> Obgleich er so des Genusses der Schätze nicht froh werden konnte, bereicherte er doch die ferne Sammlung fortwährend, und besonders mit Ankäufen aus Italien und der Türkei.<sup>††)</sup> Wolf, der mehrere Male von Hamburg nach Hannover reiste, um im Interesse seiner Bibliotheca Hebraea die Sammlung zu durchforschen, erklärt, daß er bei jedem neuen Besuche auch neue Reichthümer fand. Wie sehr dem Oberrabbiner die Vollständigkeit seiner Bibliothek ernst war, mag man aus dem Umstand ersehen, daß er im Jahre 1711 einen Katalog drucken ließ, der sich von anderen Katalogen auffallend unterscheidet. Es war nämlich ein Verzeichniß von Büchern und Ausgaben, die D. nicht besaß, und das wahrscheinlich allen Buchhändlern und Freunden übergeben wurde, um die verzeichneten Werke aufzufuchen. Dieses Verzeichniß giebt auch Wolf im Anhange zum 1sten Bande der Bibl. Hebr., und es ist wahrscheinlich dasselbe, welches der unglückliche Fortsetzer Wolf's, Köcher, in seiner Nova Bibl. Hebr. für einen Katalog der Oppenheimerschen Bibliothek hält.

Nach dem Tode Oppenheimer's, 1737, beginnt ein fast volles Jahrhundert der Wanderung, Einkerkelung, der Prozesse, Verpfändung etc. und endlicher Verschleuderung nach dem Auslande für diese Bibliothek. Mehrere Jahre blieb sie in Hannover, wo, wie mir Dr. Jung vor meiner Abreise mündlich mittheilte, 1764 ein Katalog über einen Theil derselben im Drucke erschien.<sup>\*\*\*)</sup> Ihr weiteres Schicksal blieb unbekannt, bis 1782 ein vollständiger Katalog in 4. in hebräischer Sprache erschien. Hieraus erfuhren wir, daß sie in diesem Jahre sich zu Hamburg im Besitze des Herrn Jizid Kohn oder, wie er sich vollständiger nannte, Jsaak Seligman Berend Salomon war, der sie zum Verkauf ausbot.<sup>†)</sup> Mehr erfuhr man durch J. D. Michaelis bei Gelegenheit seiner Anzeige dieses Katalogs in seiner orientalischen Bibliothek.<sup>††)</sup> Nachdem M. sie als die einzige Bibliothek ihrer Art erklärt, theilt er in seiner breiten Weise unter Anderem Folgendes mit:

„Diese Bibliothek kam nun mit Hirschel Jsaak Oppenheimer, ich weiß nicht in welchem Jahr, nach Hildesheim: von dessen Witwe ich im Jahre 1775 den sehr schön geschriebenen Katalogus auf wenige Tage durch einen Expressen geschickt bekam, um wegen des Verkaufs ein im Gerichte vorzuzuziehendes Bedenken zu geben, weil auf einen sehr geschwinden Verkauf derselben, und zwar durch den Weg einer noch dazu übereilten Auction, gedrungen ward. Die äußerste Schädlichkeit und Unbilligkeit hiervon zeigte ich und setzte noch unter Anderem (welches wieder statt Rezension dienen kann) hinzu: ich weiß nicht, vor welchem Gericht diese Sache anhängig ist, allein ich darf mir doch die Freiheit nehmen, auch an das mir unbekanntes Gericht eine sehr anständige Bitte der orientalischen Gelehrsamkeit selbst zu bringen. Der Verlust für diese würde unerseßlich seyn, wenn die unvergleichliche Bibliothek, die so viel noch nicht gebrauchte Schätze enthält, auf eine übereilte Art zerstreut würde. Das kostbarste Werk, das noch nicht gebrauchte Manuskript, könnte dadurch in

<sup>\*)</sup> Woigt, Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten, vorletzte Seite. In dieses Werk sind bloß zwei Juden aufgenommen, die als ihr besonderes Judenquartier die letzten Blätter bewohnen. Sonderbar, daß diese zwei gerade heftige Gegner waren, denn neben Oppenheimer steht der große Jonathan Eubrschütz.

<sup>\*\*)</sup> Letztere waren es, welche der österreichischen Regierung wahrscheinlich den Vorwand, ja auch Rechtsgrund gaben, die Aufstellung der Bibliothek in Prag zu verhindern, da die in der Türkei gedruckten Bücher viele antichristliche Stellen enthielten. Vielleicht waren auch nur Bücher dieser Art aus Prag entfernt worden.

<sup>\*\*\*)</sup> Wolf in seinen Briefen an La Croze (Thesauri epistol. La croziani Tom II, 77, 147, 148). Damals, 1742, war der Sohn Oppenheimers Besitzer, und er schätzte den Werth der Bibl. auf 40,000 Thlr. Wolf drückt dort aus seine Bewunderung über den Reichthum derselben aus.

<sup>†)</sup> Hamburg, gedruckt von Johann Michel Brauer. Er ist in zwei Abtheilungen, wovon die erstere, 24 Blatt stark, die Handschriften, die zweite, 60 Bl. stark, die Druckwerke enthält. Er ist alphabetisch nach den Namen der Werke geordnet und hat manchen Vorzug vor dem gelehrten fenn stehenden Katalog von 1826. 8. Viele Exemplare dieses Katalogs, wie z. B. das der Königl. Bibl., haben kein Titelblatt, andere dagegen haben zwei Titelblätter, wovon das eine den sehr langen hebräischen, das andere den noch längeren deutschen Titel trägt.

<sup>††)</sup> XXI., Nr. 304. S. 10 ff.

<sup>\*)</sup> Die Bibliothek hat fünf Beamten: 1 Librarian, 2 Under-Librarians und 2 Assistent-Librarians. Nothwendig und zufällig haben diese Herren viel weniger zu thun, als die Aufwachen auf den meisten deutschen Bibliotheken; nothwendig, weil keine Bücher ausgeliehen werden, und zufällig, weil in der Bibliothek selbst, wie ich im ersten Briefe gesagt, wenig gelesen wird. Sie haben weniger zu thun als die Berliner Aufwachen, dennoch haben sie mehr Gehalt. Und glaubt man etwa, daß hier der Lebensbedarf viel theurer ist? Nein! Seit der Kanalverbindung und der Eisenbahn, die in kurzer Entfernung von Oxford läuft, sind alle Beschreibungen von hiesiger Theuerung und besonders von der viel verbreiteten theuren Feuerung antiquirt. Ja, die Heizung ist hier jetzt billiger als in Berlin.

<sup>\*\*)</sup> Im 17ten Jahrhundert war das Studium der Rabbinen unter den Christen so verbreitet, daß man aus ihnen so Stellen zu Notto's und Anspielungen wählte, wie man es jetzt mit Stellen aus alten und neuen Klassikern thut.

<sup>\*\*\*)</sup> Die Auctorität dieser Erzählung gehört zum Theil dem ehemaligen Assistenten Librarian der Bodleiana, Mr. P...l. Er hat eine kurze Geschichte der Oppenh. Bibl. entworfen, als man beabsichtigte, sie zu kaufen.



ganz unbekannte Hände kommen, in denen es Makulatur würde oder doch ungebraucht verwesete; da hingegen es der Welt nützlich bliebe, wenn sie wüßte, wo es wäre. Möchte doch das Gericht hier der Vormund der Gelehrsamkeit werden u. s. f.“ Was nun weiter geschehen ist, weiß ich nicht, ausgenommen, daß das Gericht wohl muß Vormund der Gelehrsamkeit geworden seyn: denn so viel zeigt sich aus diesem Kataloge, daß die Bibliothek noch beisammen, aber nunmehr in Hamburg ist.

Einige Seiten später sagt er:

„Meine Leser werden zwar wohl selbst nicht Käufer werden, denn es gehört wirklich sehr viel Geld dazu, und damit pflegen die Liebhaber der Eregetis und orientalischer Sprachen nicht stark gesegnet zu seyn. . . Zweierlei Gattungen von Käufern stelle ich mir als möglich vor.

„Die ersten und natürlichsten (sonst der Rangordnung unbeschadet), wären reiche Söhne Abraham's, dergleichen es in Deutschland, sonderlich in einer Hauptstadt giebt, die man nicht nach Tonnen Goldes, sondern nach Millionen zu berechnen pflegt. Einigen unter ihnen würde es eine Kleinigkeit und doch ein sehr patriotisches Werk seyn, wenn sie einer solchen Bibliothek in einer Hauptstadt, wo viel Juden beisammen sind, auch wohl jüngere Juden sich auf Gelehrsamkeit legen und Unterricht genießen, (und wem fällt nicht eine solche Hauptstadt ein, ohne daß ich sie nenne?) einen beständigen Platz gäben. Sie müßte freilich nicht das Ein und Alles der studirenden Jugend seyn, dies zu wollen, sind jetzt selbst viele Juden zu aufgeklärt, sonderlich in der Hauptstadt, an die ich denke: es müßten auch andere Studien, auch wahre eigentliche morgenländische Philologie, wie sie unter Christen ist, auch Philosophie, dabei getrieben werden, aber wo das geschähe, wäre es doch etwas Vortreffliches, eine solche jüdische Bibliothek, die immer den Juden näher als den Christen angehet, dabei zu haben. Wirklich, ich würde mich wundern, wenn unter so reichen Juden so wenig Patriotismus für ihr Volk wäre, daß die Oppenheimerische Bibliothek keinen jüdischen Käufer erzielte, der sie in eine öffentliche verwandelte.“

„Die anderen sind Könige und Fürsten: freilich nicht aus eben dem, aber doch aus einem anderen Patriotismus für die Wissenschaften. Wirklich, von denen hoffe ich am meisten und setze nur noch hinzu, daß, wenn die Sache recht angefangen würde, sie in gewissen Ländern auch wohl kameralistisch nützlich und der Kauf aufs künftige sehr erträglich seyn könnte.“

Welche Hauptstadt von Michaelis gemeint ist, läßt sich nicht schwer bestimmen, es ist das uns Beiden theure Berlin, dessen Juden damals wie jetzt die gebildetsten auf Gottes Erdboden waren. Wie aber diese, wie aber die Fürsten und Könige die auf sie gesetzten Hoffnungen verwirklicht, das werden wir gleich sehen. Bjornstähl in seinen Briefen (Bd. V. S. 299 \*) erzählt: David Oppenheimer, ein Rabbiner zu Prag, hatte die allerälteste Handschrift der Bibel für seine Bibliothek an sich gekauft. Nach seinem Tode verpfändete der Sohn die ganze Bibliothek für 30,000 Thaler (? soll vielleicht Mark heißen) an einen Bürgermeister in Hamburg, und in dieser Stadt soll sie, in Kisten eingepackt, sich noch befinden. Man behauptet, daß gegen 2000 Manuskripte darin sind. Ein Jude zu Berlin, Namens Daniel, königlicher Faktor, hat sie käuflich an sich bringen wollen. \*\*)

Wir wollen nun die Urtheile über die Sammlung und die Abschätzung ihres Kaufwertes aus verschiedenen Zeiten hier vorführen, da man ja daraus den Fortschritt oder den Verfall der Literatur schließen darf.

Um 1780 gab Moses Mendelssohn die schriftliche Erklärung an den Besitzer auf dessen Befragen, daß die Sammlung 30—60,000 Thlr. werth sey. Eigentlich, drückte er sich aus, könne er den äußeren Werth gar nicht schätzen, aber es müßten sich Männer finden, die obige Summe dafür zahlten. Der edle Mendelssohn schloß freilich hierbei nur von sich selbst; er würde gewiß diese Summe und noch mehr gezahlt haben, hätten seine Verhältnisse ihm erlaubt, sie zu kaufen. Aber diese Schätzung war vielleicht doch schuld, daß die Bibliothek nicht in Deutschland geblieben ist.

Hören wir jetzt einen glänzenden Versuch, der gemacht wurde, um die oben ausgesprochene Hoffnung Michaelis' in Hinsicht auf die Fürsten zu realisiren: der berühmte Schnurrer erzählt in einem Briefe an Typhsen vom April 1786 folgendes: \*\*\*)

„Vielleicht wissen Sie auch schon, daß der Herzog (von Württemberg) große Lust gehabt, die Oppenheimerische Bibliothek zu erhandeln? Die Sache verhält sich eigentlich so: der Herzog hat, ich weiß eigentlich nicht von wem, von dieser jüdischen Bücher-Sammlung gehört, und ich bin sehr geneigt, zu glauben, dieser Umstand sey es, der ihn bestimmt habe, die Reise, welche er immer über den 11. Februar, seinen Geburtstag, anzustellen pflegt, diesmal nach Hamburg zu richten. Gegen mich ließ er von dieser Absicht nichts vermerken, als nachdem wir am 17. Februar in Hamburg angekommen waren.

„Da mußte ich nun gleich Anstalten machen, daß er den folgenden Tag, des Sabbaths ungeachtet, die Bibliothek sehen konnte. Der Anblick machte einen angenehmen Eindruck auf ihn, er ließ sich eine Menge einzelner Stücke vorlegen und verweilte gegen zwei Stunden bei den Büchern. Er ging auch bereits so weit, daß er 15,000 Gulden oder 3000 Dukaten dafür bot. Die

\*) Ueberf. von Großkurd, Leipzig und Moskau, 1782.

\*\*) Dies ist wahrscheinlich Daniel Chaffon, dessen Nachkommen in Berlin noch leben; er besaß selbst eine der reichsten hebräischen Bibliotheken, die aber leider nach seinem Tode durch Diebstahl, Verächtlichkeit, Ratten und Unachtsamkeit zerstört wurde. Wir werden später sehen, daß der Wunsch, die Oppen. Bibl. für Berlin zu gewinnen, in seiner Familie sich fortpflanzte.

\*\*\*) Ich folge hierbei dem Aufsatze Hartmann's: Ueber die berühmte, in ihrer Art einzige Sammlung von . . . D. Oppenheimer, im 6ten Band der Zeitschrift Iehidja Berlin, 1820—21.

Juden hatten freilich noch den Anschlag im Kopfe, den Moses Mendelssohn gemacht hatte, der sich nicht scheute, schriftlich zu bezeugen, die ganze Sammlung sey 30—60,000 Thlr. werth. \*)

„Allein das größte Hinderniß war dieses, daß der Eigenthümer in Prozeß verwickelt, und daß vom Magistrat in Hamburg schon im November vorigen Jahres ein Dekret ergangen ist, der Besitzer sollte die Bibliothek nicht veräußern können, bis zu Austrag der Sache. Dieser Umstand kam dem Herzog sehr ungelogen, dessen hauptsächlichste Unterhaltung immer gewesen ist, die große Bibliothek in Stuttgart immer noch mehr zu vergrößern. Er meinte, ob man nicht von Magistrats Seite die Bibliothek mit dem Herzoglichen Siegel versiegeln möchte, damit ja nichts davon veräußert würde; man trug aber billig Bedenken, den Eigenthümer auf diese Weise zu beschränken.

„Der Herzog kam von Schwerin aus zum zweiten Mal nach Hamburg, welches er anfangs gewiß nicht im Sinne hatte, und fing die Traktaten aufs neue an, erbot sich zu 18,000 Gulden und wünschte abermalen nichts mehr, als daß nur das Zimmer versiegelt würde; welches aber nicht geschehen konnte.

„Auch auf dem Rückwege bezeugte er zu verschiedenen Malen, daß es ihm leid sey, die Sammlung nicht gleich auf der Stelle sein eigen gemacht zu haben.

„So viel ich ihn kenne, wird er schwerlich von dem Vorhaben ablassen, es wäre denn, daß es durch ein anderes ähnliches verdrungen würde, wozu es aber keine Wahrscheinlichkeit hat.“

War es hier der Fürst, welcher es im Eifer für die Erwerbung der Bibliothek seinem Gelehrten zuvorgethan, so war es einige Jahre früher umgekehrt, wo der gelehrte Typhsen seinen Herzog von Mecklenburg für den Ankauf gewinnen wollte. In einem Schreiben vom 8. Juli 1782 an den Mundschent Cornelius sagt er:

„Es sind über tausend alte hebräische Handschriften in dieser Bibliothek, die keine der größten christlichen Bibliotheken besitzt. Wenn doch Serenissimus eine Vollmacht gäben, diese Sammlung zu erhandeln, welches ihren höchsten Namen unter den Gelehrten aller Zeiten und den Ort, wo dieser Schatz aufbewahrt würde, unglaublich berühmt machen würde.“

Am 7. September desselben Jahres fuhr Typhsen fort:

„Die Oppenheimerische Bibliothek habe ich (in Hamburg, wo sich dieselbe noch befindet) auch schon zweimal lange besucht. Diese Sammlung ist in ihrer Art die einzige und unter Brüdern (im Briefe fehlen hier zwei Zahlen) — 000 Thlr. werth. Die Handschriften haben an Anzahl, Güte und Schönheit in der Welt nicht ihres gleichen. Ihrer sind an zweitausend, eine schöner wie die andere, auf Pergament, Baumwollen und ander Papier. Die gedruckten Werke und Bücher sind an der Zahl 3000, sehr schön erhalten und zum Theil auf Pergament gedruckt. Nirgends trifft man eine so ausgesuchte rabbinische Bücherammlung beisammen. Glücklich ist die Unversität, der diese Sammlung zu Theil wird. Denn sie kann dadurch alle Bibliotheken in der Welt verdunkeln und ihren Namen unssterblich machen.“

So viel von dem Schicksale der Bibliothek bis 1786. Der Herzog von Württemberg \*\*) vergaß sie bei dem sich zusammenziehenden Gewölke und den nachfolgenden Stürmen der Revolution, und andere Leute dachten auch nicht an dieselbe beim fortwährenden Getümmel der Kriege und der so schnell sich ersetzenden Umwälzungen. Man hörte nur dann und wann, daß in Hamburg viele Kisten voll schätzbarer hebräischer Bücher verpfändet liegen. Während der französischen Occupation Hamburgs war es ein Glück, daß sie nicht aufgestellt waren; die Franzosen hätten sie nach Paris geschleppt. Vielleicht auch umgekehrt wäre es ein Glück gewesen, wenn Napoleon sie in dem liberaleren Paris aufgestellt hätte und die Allirten sie nachher zurückgebracht hätten oder sich 60,000 Thlr. vom besiegten Feinde hätten zahlen lassen. Sollte sie einmal außerhalb des Vaterlandes kommen, so würde sich der Wunsch der Gelehrten gewiß eher für die zugängliche Bibliothèque du Roi als für die schwerer zugängliche Bodleiana entschieden haben. (Schluß folgt.)

## Frankreich.

Verminier über den gegenwärtigen Zustand der katholischen Kirche in Frankreich.

(Schluß.)

Dies Schauspiel ist eben so betäubend für den Glaubens- wie für den Vernunft-Menschen. Vor Zeiten schützte und übte die Kirche Frankreichs nicht nur das orthodoxe Dogma des Katholizismus, sondern auch vernünftige wissenschaftliche Bestrebungen in anständiger Form. Heute genügt die Ankündigung, man führe das Wort im Namen der Kirche, um sich zu allen Ausbrüchen der Festigkeit berechtigt zu glauben. Wir wissen, daß ehrenwerthe Mitglieder der Geistlichkeit dies Verfahren mit Bedauern sehen, aber sie wagen es nicht, es laut und offen zurückzuweisen.

Das Auftreten des Erzbischofs von Paris in den Kämpfen zwischen den

\*) Die Bibliothek des kürzlich verstorbenen Herzogs von Süsser wird eben jetzt für 100,000 Thlr. ausgesetzt, und steht an Reichthum sehr tief unter der Oppenheimerischen. Mendelssohn hat, wie wir oben gesagt, nicht zu hoch berechnet, und wäre die Bibliothek jetzt noch veräußert, sie würde für diesen Preis weggehen. Gerade seit 1829 hat eine große Umwälzung zu Gunsten dieser Literatur stattgefunden.

\*\*) Herzog Karl Eugen war katholisch, hatte auch sehr viel Geld für seine Soldatenspiele nötig gehabt, und es ist um so mehr seine Reizung für diese Bibliothek zu verwundern.



Mitgliedern der Universität und der Geistlichkeit ist eine sehr beachtenswerthe Thatsache. Vom ersten Bischofsjubiläum Frankreichs ist eine Stimme ausgegangen, welche uns die Ansichten, die Bestrebungen, die Pläne der Kirche offenbart. Anfangs wurde dies Manifest, was selten geschieht, überall günstig aufgenommen. Die Kirche erkannte sogleich, daß alle ihre Ideen darin ausgesprochen und keine ihrer Forderungen übergangen sey. Andererseits sah sich die Universität angenehm überrascht, daß sich die Geistlichkeit durch den Mund eines ihrer Prälaten endlich mit Mäßigung und geziemender Weise vernehmen ließ. Diese Befriedigung hinderte viele Leute, die „Bemerkungen“ des Erzbischofs nach ihrem ganzen Gewicht zu würdigen. Mit hin billigte die Kirche den Inhalt, die Welt lobte die Form.

Der Herr Erzbischof von Paris hat zu viel Erfahrung, Menschenkenntnis und Geschmaek, um auch nur in die geringste Beziehung zu jenen groben Schreibern zu treten, deren Verfahren der Bischof von Chartres billigt. In seinen „Bemerkungen“ hat er jedes Wort wohl erwogen und berechnet und mit der Mäßigung und der Geschicklichkeit eines Mannes geschrieben, der sich vorgefetzt hat, eine große Angelegenheit wohl ans Ziel zu führen. Wenn man die ersten Seiten der Broschüre liest, so glaubt man wirklich, endlich einen unparteiischen Vermittler gefunden zu haben, dem der Friede auf den Fersen folgt. Leider dauert diese Täuschung nicht lange. Denn wenn man den logischen Deductionen des Prälaten aufmerksam folgt, so findet man plötzlich statt eines Vermittlers einen Gegner vor sich, und zwar einen Gegner, mit dem sich über die Hauptpunkte des Streites gar keine Unterhandlung anknüpfen läßt.

Aus der Art und Weise, wie die Kirche dem Geiste des Jahrhunderts den Prozeß macht, läßt sich schließen, welches Vertrauen sie gegenwärtig in ihre Kräfte setzt. Auf folgendem Wege gelangt der Herr Erzbischof zu dem Schlusse, daß jede weltliche Regierung unfähig sey, den wesentlichen Grund des öffentlichen Unterrichts zu legen: Die Moral ist mit dem katholischen Dogma unauf löslich verbunden. Nur diejenigen, welche beauftragt sind, das Dogma zu lehren, können auch die Moral lehren. Mit hin gehört der moralische und religiöse Unterricht und Erziehung notwendig dem Priesterstande. Ferner muß der Priesterstand einschreiten bei dem Unterricht in Wissenschaften und Philosophie, um die Moral vor allen Mißgriffen zu bewahren, die jenen Unterricht unnütz oder gar verderblich machen können. Da nun die Moral nur vom Priesterstande gelehrt werden kann, muß ebenderselbe folglich auch den Unterricht in den Wissenschaften und der Philosophie übernehmen. — Die Antwort auf diese Schlussfolge ist sehr einfach: Die Moral ist unabhängig vom Dogma, begründet in Vernunft und Gewissen, folglich nicht mit der offenbarten Religion zu verwechseln. Mit hin ist die Regierung nicht unfähig, die Grundlage der Erziehung zu gewähren, sie ist nicht bloße Polizei-Patrouille in der menschlichen Gesellschaft, sondern hat ebenfalls ihre moralische Aufgabe, ihr intellektuelles Priesterthum.

Die vom Herrn Erzbischof aufgestellten Grundsätze führen zuletzt zu einer theokratischen Regierung. Freilich sieht er recht wohl ein, daß diese äußersten Konsequenzen unausführbar sind, und begnügt sich deshalb, zu sagen, daß die Laien des moralischen und religiösen Unterrichts durch einen Priester bedürfen, die Priester aber nicht des wissenschaftlichen und philosophischen durch einen Laien, und setzt hinzu: „Wir verlangen kein ausschließliches Recht, denn ein solches würde Pflichten nach sich ziehen, denen wir nicht genügen könnten“, d. h. die Kirche überläßt dem Staate nur das, was sie selbst nicht ausführen kann. Das ist ihr Ultimatum.

Die Universität, sagt der Erzbischof, kann für die Aufgabe der Erziehung nur in sehr unwesentlichen Dingen sorgen; den Kern muß die Kirche besorgen und verwalten.

Die Philosophie endlich kommt noch übler davon. „Ihr habt nichts gefunden“, sagt der Herr Erzbischof zu den Philosophen, „was nicht schon vor Christo bekannt gewesen wäre. Ihr werdet auch nimmer vorwärts schreiten, wenn ihr euch mit den alten und unreinen Lappen behängt, von denen er die Menschheit befreit hat. Endlose Erörterungen über Systeme, die seit vier-tausend Jahren nicht eine neue Idee hervorgebracht haben, werden euch auch nicht einen Schritt weiter führen.“ Hier hat den Herrn Erzbischof seine Geschicklichkeit verlassen, die ihn sonst bei mancher gefährlichen Klippe vorbeiführte. Wiederum ist von der Religion durch einen ihrer obersten Priester der Handschuh hingeworfen; wiederum sollen die verschollenen traurigen Kämpfe beginnen, während wir in eine geeignete Zeit des Friedens für erfolgreiche Studien auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Religion gelangt zu seyn glaubten. Aber die Kirche will es, sie spricht die Ausforderung. Sie könnte sich den Spruch zur Devise nehmen: *Arma amens capio*. Diese Unbesonnenheit dürfte ärgerliche Folgen haben.

Die Kirche handelt übrigens nach einem wohlüberlegten Plane. Das Papstthum ist zur Politik des 16ten Jahrhunderts zurückgekehrt und möchte diese so leicht nicht wieder aufgeben. Es hat die Jesuiten von neuem als eine heilige Miliz aufgenommen, und die französische Kirche ist ganz in seine Absichten eingegangen. Gewisse Leute sind gutmüthig genug, zu meinen, man solle der Kirche vorstellen, daß ein enges Bündniß mit den Jesuiten ihr weder ehrenvoll noch nützlich sey. Sie weiß, daß sie mit den Jesuiten keinesweges zu Grunde geht, sondern sich rettet.

Wir stellen uns hier über alle Polemik und betrachten nur die Thatsachen. Die Freiheit ist das Medium, in welchem sich bei uns Alles bewegt und vermittelt. Sie ist nicht nur geschrieben in der Charte, sondern sie lebt in jedem Einzelnen. Sie bezeichnet die Richtung, die jeder neu ins Leben tretende Gedanke ergreifen muß. Wenn also die Geistlichkeit die Erziehung der Jugend in Anspruch nimmt, so gebührt ihr diese, aber nicht als Geistlichen, sondern

als Bürgern; denn Privilegien und Privatgesetze vertragen sich nicht mit dem Wesen des freien Staates.

Dies der Rechtspunkt. Nun die Prinzipienfrage über die weltliche und die geistliche Macht. Die politische Souveränität ist seit der Revolution durchaus rationell. Unser gesamtes Staatsrecht besteht aus philosophischen Theorien, die zu Gesetzen geworden sind. Mit hin ist der Ideenkreis des Staates nach Inhalt und Ausdehnung von der Vernunft gegeben, und der Staat hat das innerhalb dieses Kreises liegende Recht der öffentlichen Erziehung.

Die geistliche Macht erleidet dadurch keine Einschränkung, denn sie bewegt sich, ebenfalls mit Freiheit, in einer ganz anderen Sphäre. Die Religion hat sich eine moralische Welt geschaffen, in welcher Alles, was in den Bereich der Philosophie fällt, vom Standpunkte des offenbarten Dogma's betrachtet wird. Wenn die geistliche Macht in die Abhängigkeit der weltlichen geräth, in so weit es das Dogma betrifft, so wird sie herabgewürdigt und unfruchtbar. Wir haben zu Zeiten dies traurige Schauspiel in protestantischen Ländern gesehen; in katholischen geschieht es nur selten, daß die christliche Freiheit der Kirche nicht geachtet wird.

Wenn die Kirche durch den Kultus ins äußere Leben heraustritt, so hat der Staat allerdings das Recht, sich einzumischen, und auf diese Unterscheidung ist auch bereits das Konkordat vom 26ten Messidor des Jahres IX gegründet. Wie viel mehr muß der Staat eingreifen, wenn ihm die Kirche das Recht der Erziehung der Jugend streitig macht?

So sind die Gebiete beider Mächte genau bestimmt und begrenzt. Aus den Vorwürfen der Geistlichkeit, daß die Regierung von 1830 sich ausschließlich mit den materiellen Interessen beschäftige, läßt sich übrigens die gute Lehre ziehen, daß die Regierung allerdings auf die moralischen und intellektuellen Interessen mehr eingehen müsse, als es in den letzten Jahren der Fall war. Denn als im Jahre 1833 das Gesetz über den Elementar-Unterricht verhandelt wurde, hütete sich die Geistlichkeit wohl, den gegenwärtigen Ton anzustimmen; ihre Sprache war im Gegentheil gemessen, ihre Haltung bescheiden. Darum konnte auch im verflohenen Jahrhundert, als die Jesuiten auf der ganzen Erde verfolgt, als sie aus Frankreich, Spanien, Neapel, dem spanischen Amerika, selbst aus Paraguay vertrieben wurden, Friedrich der Große sie in Schlesien lassen und sagen: „Ich thue den Jesuiten nichts, weil ich's zu hindern weiß, daß sie etwas thun; ich unterdrücke sie nicht, weil ich sie zügeln kann.“

Die Universität steht wie eine zweite Kirche der Laien da. Sie hat sich bisher in den wiederholten Angriffen, die sie von Seiten der Kirche erfahren, glänzend bewährt. Sie besitzt, unseres Erachtens, hinlängliche Mittel, um als Sieger hervorzugehen, wenn sie begreift, daß sie mehr und mehr sich mit dem Geiste des Jahrhunderts identifiziren und, bei aller Achtung für die Religion, doch die Fahne menschlicher Wissenschaft stets höher erheben muß.

Der Kampf des Katholizismus und der Philosophie ist wieder eröffnet. Ohne Uebertreibungen, ohne Hitze, aber mit aller Gewalt der Vernunft auf ihrem Wege fortzuschreiten, aber auch vor keiner Konsequenz zu erschrecken und zurückzuweichen, ist die Aufgabe der Philosophie; denn die schlimmste aller Deucheleien ist die Deuchelei der Philosophen.

Die menschliche Gesellschaft ist nachgerade stark genug geworden, um vom Kampfe der Religion und der Philosophie nicht mehr in ihren Grundfesten erschüttert zu werden. Man sollte vielleicht meinen, die Theologen und die Philosophen könnten sich ja lieber verständigen als sich bekämpfen. Freilich, wenn die Menschheit, was Gott verhüte, einst so industriell würde, daß sie sich mit nichts mehr beschäftigen möchte, als was sinnlich wahrnehmbar ist, da würde sie wohl die Philosophen zusammen mit den Theologen außer Cours setzen. Aber bis dahin sind wir vorläufig noch nicht gelangt, und auch für den gedachten Kampf gilt die Wahrheit, daß der Krieg am so heftiger entbrennt, je näher man sich in der Hauptsache gerückt ist. Nehmen wir die Gegenwart, wie sie ist. Leute von unzureichender Bildung, zartem Gemüth, lebendiger Einbildungskraft erhalten von der Religion die moralischen Wahrheiten in einer Form, welche über die Erörterung hinaus liegt. Dieser Dogmatismus ist heilsam und ehrwürdig für jeden Menschen, der über die menschliche Natur und die menschliche Gesellschaft nachgedacht hat. Andere verlangen eine andere Nahrung. Ihnen herrscht die Vernunft mit ihren Forderungen und ihren Gesetzen: Sie beobachtet, zergliedert und baut die Welt, die sie zerlegt hatte, wieder neu auf. Und welche Gesellschaft, welcher Staat könnte sich ernstlich vornehmen, die Philosophie zu verbannen? Alexander fand seinen Stolz und sein Genie nicht bloß darin, daß er das Perserreich zerstört, daß er eine Weltstadt gegründet, daß er durch die Libysche Wüste gezogen war, um Jupiters Sohn genannt zu werden, sondern er rühmte sich auch, Aristoteles zu lesen und zu begreifen.\*

\* Die Differenzen der französischen Bischöfe haben, seitdem Obiges geschrieben wurde, einen noch engeren Charakter erhalten. Der Erzbischof von Lyon, Herr von Bonald, hat nämlich erklärt, daß den königlichen Colleges (Gymnasien) die *aumôniers* (Prediger und Religionslehrer) ganz entzogen werden würden, wenn der Unterricht nicht überhaupt diejenigen moralischen und religiösen Bürgschaften erhalte, welche die Kirche verlange. Damit wäre gleichsam die Ausschließung der Philosophie von den Colleges zur Bedingung gemacht. Die Regierung scheint jedoch fest entschlossen, den Bischöfen keine Zugeständnisse zu machen; ein Schreiben des Bischofs von Chalons, worin die Regierung des Nationalismus und Pantheismus beschuldigt wird, ist dem Staatsrath übergeben worden, um dasselbe als „Mißbrauch“ zu erklären (*en appel comme d'abus*); in das Journal des Débats, das Organ des Ministeriums, hat sogar damit gedroht, daß, wenn die Bischöfe auf Zurückziehung der *aumôniers* beständen, die Regierung und die Kammern die Frage prüfen würden, ob es überhaupt nöthig sey, daß der Staat *aumôniers* in den Gymnasien bestelle, und ob der Religions-Unterricht nicht auch durch Laien erteilt werden könne.



## Moldau und Wallachei.

## Moldauische Poesie.

Ein geborener Moldauer hat die Literatur bereits mit manchen schönen Dichtungen schon beschenkt, und da er mehrerer Sprachen gleich mächtig ist — wie das in diesen „pays polyglotte“ gewöhnlich — so hat er auch in verschiedenen Sprachen seine Gedichte verfaßt; aber es ist am leichtesten gewesen, diejenigen drucken zu lassen, welche er in französischer Sprache gedichtet, nämlich sein Helbengebild Mazagran, und Bianca und Leone oder der Sohn der Heiligen. Der Dichter heißt M. A. Corradini; von ihm liegt uns eine Sammlung trefflicher lyrischer Gedichte vor, unter dem Titel: Chants du Danube, welche 1841 zu Paris bei Charpentier erschienen sind. Wir theilen daraus das folgende, von einem seiner Freunde übersetzte, mit:

## An die Moldau.

## I.

Ach! unter wie viel Schrecknissen  
Sah ich den Tod und seine Weh'n  
Durch deine räuh'gen Städte walten,  
Auf jedem Schritte Gräber S'n!  
Jetzt war's die Pest, ringsher verschlingend,  
Jetzt Hunger, düre Hände ringend,  
Jetzt Krieg, die blut'ge Heißel schwingend,  
Sie sahen dir dein bestes Blut.  
Des grausen Fremdlings Waffendrohnen  
Bedrückte deines Angstruß' Tönnern,  
Erreichte dir dein letztes Stöhnen;  
Und ach! dein Arm unmächtig ruht!

Ich sah mit blutbesiedelten Händen  
Den kampferhigten Janissar  
Den Busen eines Weibes schänden,  
Von Wollust lechzt die wilde Schaar,  
Ich sah's, wie sie nach Beute slühten;  
Nichts konnte vor ihrer Wuth behüten,  
Weh! in die Luft in Sturmeswüthen  
Der Stoden Wimmern sich ver'tert!  
Sie rennen heulend durch die Gassen,  
Der Kirchen Schmuck bedeckt die Straßen,  
Und auf zerbroch'ner Kreuz' Maffen  
Müchles der Furchen Fuhrtritt kiert.

In deiner laugen Peiden Hülle,  
Doh' andre Waff', als Kugelaut,  
Hat keiner Schwupmacht starker Wille  
Hülfreich auf deinen Schmerz geschaut.  
Kein Christenfürst auf altem Throne  
Rief: „Auf, Basallen meiner Krone,  
Die Schwester leucht im Türkenhohel!“  
Erbarmen fühlte keine Macht,  
Ja, von den rühmumkrachten Schaaren,  
Die oft an deinen Ufern waren,  
Fällt, rettungslühdend deinen Varen,  
Kein Strahl in deinet Elends Nacht.

Es fehlt in jenen Unglückstagen  
Dir deinet Stephan's Heldenarm,  
Der zum Geiseln die heimgetragen  
Standarten, noch vom Blute warm,  
Der deinen Kriegesgeist die weckte,  
Den muthig wilden Mehmet schreckte,  
Sein starkes Schwert als Gränze setzte  
Des Sultans totem Uebermuth.  
Der Türk, dem sonst der Welttheil zittert,  
Sah seinen Schlachtenruhm erschüttert,  
Die schwarze, krumme Kling' zerfollert  
An Stephan's grimmer Nachewuth.

## II.

Noch sieh', weit weg im Sturm die Wolken schwanden,  
Die grollend über deinem Haupte stonden,  
Ich seh' dich strahlen in des Morgens Gold.  
Du hebst das Haupt, von wirrem Haar umfogen,  
Und lächelst unter einem Sternendogen  
Auf deine Kinder, liebevoll und hold.

Schon nah'n die Tag', die neue Feste bringen,  
Der Himmel glänzt und deine Dichter singen;  
O hoffe, hoffe noch! es ist kein Trug!  
Der Stern steht in Brand, die Völker lauschen,  
Die Dämm'ung s'icht, und junge Adler rauschen  
Empor zum Himmelraum im kühnen Flug!!

E. Fidler.

## China.

## Endlicher's Atlas von China.

Der rühmlichst bekannte Botaniker, Herr Stephan Endlicher in Wien, gehört zu den wenigen Naturforschern, die auch zum Studium einiger Sprachen des Orients Beruf geführt und mit Glück und Erfolg derselben sich beflissen haben. Schon vor mehreren Jahren gab er von seinen im Chinesischen erworbenen Kenntnissen eine schöne Probe durch Herausgabe des Katalogs der chinesischen Bücher und Münzen der Hofbibliothek zu Wien, welches Buch be-

sonders wegen der Einleitung, in welcher eine kurze aus Originalen geschöpfte Geschichte des chinesischen Münzwesens gegeben ist, geschätzt zu werden verdient. Jetzt hat sich dieser Gelehrte dem mühsamen Geschäft unterzogen, einen Atlas von China nach der Aufnahme der Jesuiten herauszugeben. Die Hofbibliothek zu Wien besitzt nämlich eine Sammlung in China auf Kupfer gestochener, das chinesische Reich in seiner weitesten Ausdehnung umfassender Landkarten, welche Auszüge des großen, von Jesuiten angefertigten Atlas sind und nach welchen D'Anville seinen Atlas de la Chine bearbeitete. Der Verfasser unternimmt es nun, diese Karten in derselben Gestalt und Größe herauszugeben, ohne, da es noch nicht um die bestmögliche Karte von China zu thun ist, an der rohen Darstellung der Flüsse und Gebirgszüge oder an der Küstengezeichnung etwas zu ändern; dagegen ist die seitdem erfolgte Theilung mehrerer Provinzen, wie auch die Rangveränderung einer Anzahl Städte, angemerkt. Durch Beifügung vollständiger Namens-Verzeichnisse (indices) in chinesischen Charakteren und mit der Umschreibung nach französischer Orthographie hat der Verfasser künftigen fehlerhaften Nomenklaturen vorgebeugt. Diese, ein Hauptverdienst der Arbeit ausmachenden Namens-Verzeichnisse sollen später zu einem General-Register verschmolzen werden. Die ganze Publication wird aus 6 Lieferungen (24 Blättern) in Royal-Folio bestehen. Erschienen ist bereits die erste Lieferung sammt dazu gehörigem Index: sie enthält Karten der Provinzen Kiang-su (nicht Kiang-si), Schan-tung, Ho-nan und Tsché-kiang, Alles ungemein sauber, deutlich und zierlich kopirt, mit Unterscheidung der Gränzen und der Städte verschiedenen Ranges durch Farben. In dem Index sind auch geographische Länge und Breite der Orte, ungefähre Lage der Berge, Lauf der Flüsse u. dgl. vermerkt.

## Mannigfaltiges.

— Ein französisches Wort über neuere deutsche Poesie. Herr St. René Taillandier, dessen Urtheil über die geistige Bewegung in Deutschland wir in Nr. 122 dieser Blätter erwähnt haben, fährt fort, sich mit unserem Vaterlande zu beschäftigen und seine von gründlichem Studium zeugenden Betrachtungen in der Revue des deux Mondes zu veröffentlichen. Eines der letzten Hefen dieser Zeitschrift (1. Novbr.) bringt aus seiner Feder einen Artikel „über den Zustand der Poesie in Deutschland“. Angeknüpft werden diese Betrachtungen an Lenau's Gedichte, an das „Waldfräulein“ von Jedlig, an Freiligrath's Gedichte und an die Bären-Epopöe „Atta Troll“ von P. Heine. Besonders streng ist der französische Kritiker gegen Lenau und Jedlig, denen er, wie der gesammten österreichischen Dichterschule, Ziererei und Affectation vorwirft. Auch Anastasius Grün, meint er, der Ausgezeichnetste der Schule, sey von diesem Fehler nicht ganz frei, inzwischen werde bei ihm der Stil durch die Ideen und Ueberzeugungen belebt, denen er ein edles Gewand zu geben wisse. Lenau aber, der in seinen früheren Gedichten die Landschaft, das Meer, den Himmel so schön besungen, habe sich seitdem an Gegenstände gewagt (Haut, Savanarola), denen er nicht gewachsen sey, während Jedlig dagegen gut thun würde, von den gedankenlosen Spielereien des „Waldfräuleins“ zu den ernstern Gegenständen zurückzukehren, mit denen sich seine Muse zuerst beschäftigte. Zu Heine und Freiligrath übergehend, weist er dem Ersteren seine Stellung zwischen der schwäbischen Schule und den politischen Dichtern der Gegenwart an, während Freiligrath, den er als das Haupt der „rheinischen Schule“ bezeichnet, und den er mit Victor Hugo in den „Orientales“ und mit dem französischen Maler Decamps in dessen Bildern asiatischen Lebens zusammenstellt, die Bahn gebrochen habe zu jener Poesie der Aeußerlichkeit, die am Ende nichts weiter als verflüchtete Zeitungsblätter und banale Phrasen für die Kämpfe jedes Tages liefere. Gleichwohl theilt Herr St. René Taillandier eine ganze Reihesfolge Freiligrath'scher Gedichte mit, die, obgleich in Prosa übertragen, doch eine hübsche Bildergalerie und den besten Kommentar zu dem ebenfalls hier übersetzten unwürdigen Worte liefern, das Heine über Freiligrath in seinem „Atta Troll“ ausgesprochen. Im Ganzen findet unser französischer Kritiker die heutige deutsche Poesie ohne Originalität und „jenes tiefen Studiums entbehrend, wodurch sie sich in der von dem Namen Goethe's beherrschten großen Literatur-Periode und kürzlich noch in den eigenthümlichen Bestrebungen Uhlans und seiner Freunde ausgezeichnet.“ Er fordert Heine auf, den er noch als den originellsten aller heutigen deutschen Dichter erkennt, sein großes Talent anzuwenden, um dem Heere seiner Nachahmer einen Spiegel der Abschreckung vorzuhalten, wie Goethe es that, der, nachdem sein Werther in Deutschland die Periode der Empfindseli hervorgerufen, gegen diese selbst zu Felde gezogen sey. Am Schlusse seines Artikels sagt Herr Taillandier: „Das Resultat unserer Untersuchungen ist, daß es der heutigen deutschen Poesie an Weisern gebricht, von denen sie geleitet wird. Die am lautesten gerühmten Dichter haben dem echten Geist der deutschen Muse sich abgewandt. Eine frivole Kunst, die sich um Ideen nicht kümmert und von äußerlichem Glanze sich blenden läßt, ist an die Stelle jener edeln Anstrengungen des Gedankens und der Einbildungskraft getreten. Ueberall treffen wir auf Nachahmung, und wenn die Kunst fortfährt, diesen gefährlichen Weg zu wandeln, wenn nicht etwa Heine sein Talent anwendet, um sie davon zurückzuhalten, so eilt die deutsche Poesie einem noch traurigeren Ziele zu, jener sozialistischen Tendenz, die sich bereits lärmend angekündigt und in deren Umarmung sie vollends um ihre Schönheit kommen würde.“